

Philosophische Überlieferung: Der Naturbegriff bei den Griechen

Unter Antike verstehen wir Hellas und Rom. Beide haben eine unverwechselbare Form, Mensch zu sein, ausgebildet. Mensch sein, das heißt: Als Mensch zu leben und sich zu bewähren (Ethik und Politik) und sich als Mensch zu begreifen (Philosophie und Dichtung).

Diese Form des Menschseins ist für die Folgezeit konstitutiv, d. h. „traditionsbegründend“ geworden. Eine Richtung wurde eingeschlagen, der wir auch heute noch folgen.

Nun kann „Einheit“ der europäischen Kultur nicht so verstanden werden, als ob es sich hierbei um eine feste, gesicherte Basis handele, um ein Fundament, auf das nachfolgend bis heute weitere Stockwerke aufgesetzt seien und in Zukunft weiter aufgesetzt würden. „Einheit“ kann auch nicht im Sinne einer erstarrten Form verstanden werden, die jede Bewegung einzwänge und zurückdämme. „Einheit“ heißt auch nicht, dass den europäischen Völkern ein Gedankengut aus der Antike überkommen sei, das man nur weiter zu tradieren brauche, an dessen „Wahrheit“ und „Vorbildlichkeit“ aber kein Zweifel bestehe. Die historische Forschung hat das Idealbild, das das 19. Jahrhundert von den Griechen und Römern hatte, zu Recht zerstört. Die „Alten“ sind nicht mehr absolute Vorbilder, denen wir nur nachzueifern hätten. Um es positiv zu formulieren: das, was die Antike unserem Kontinent als gemeinsames Erbe überliefert hat, ist eine Grundform, die sich bei aller Fortentwicklung bewahrt hat.¹ Es wäre aber falsch zu glauben, dass auf jedem Felde ungebrochene Traditionslinien von der Antike bis in die Gegenwart beständen. Es gibt Bereiche, besonders im soziokulturellen Umfeld, wo die Andersartigkeit und Fremdheit evident ist.

Ich halte einen Weg für möglich, der dem Thema, das zur Debatte steht, gerecht wird. Er führt zur Beschäftigung mit der Sprache. Es kann gezeigt werden, wie antike Vorstellungen die Sprachen Europas durchdrungen haben und als Fremd- und Lehnwörter in der Wissenschaft, in der Politik und in der Technik weiterleben. Das gilt nicht nur für so genannte Termini, sondern weit mehr für „Gedanken“ in ihrer vollen Spannweite von Begriff und Inhalt, von Gestalt und Bild. Ich denke

an Begriffe wie „Natur“, „Gnade“, „Gewissen“, um nur einige Beispiele aus dem griechischen Bereich zu nennen. Man könnte weiterhin auf Worte wie „Idee“, „Prinzip“, „Kategorie“, „Philosophie“ und viele andere verweisen, auf Worte, die unmittelbar dem antiken Vokabular entlehnt sind. Auch hier handelt es sich nicht um einfache Fremdworte, für die man ebenso gut ein deutsches Wort einsetzen könnte, sondern es handelt sich um Kunstworte, die die einfache Sprache weit überragen, mit deren Hilfe man differenzierte Aussagen machen kann. Das Gleiche gilt für Worte und Gedanken, die sich aus der Vorstellungswelt der Römer herleiten, wie „Religion“, „Autorität“, „Humanität“, „Pietät“, „Moral“, „Respekt“. All das ergibt ein unerhört reiches Gewebe an Vorstellungen, die griechischen oder römischen Ursprungs sind. Es sind Vorstellungen, die uns ein geistiges Orientierungssystem liefern, die eine Welt sichtbar machen, in der wir denken, fühlen und handeln. So verstanden, dient die Beschäftigung mit der Antike in einem fundamentalen Sinne unserem Selbstverständnis.

Als Beispiel nehme ich den Naturbegriff bei den Griechen. Das Wort „Natur“, mit dem wir „die Gesamtheit aller seienden Dinge um uns her (teils mit Einschluß des Menschen, teils ohne ihn)“² bezeichnen, ist vom lateinischen Wort *natura* entlehnt. Die durch dieses Wort vermittelte Vorstellung ist griechisch. Sie ist in dem Wort φύσις enthalten. Physis ist abzuleiten von φύειν (etwas hervorbringen, etwas hervortreiben, etwas wachsen lassen) und φύεσθαι (wachsen). Das Verbum in beiden Genera findet seine erste Anwendung im pflanzlichen Bereich und wird dann auf viele andere Bereiche übertragen. Die früheste Stelle, an der das Wort φύσις vorkommt, findet sich bei HOMER (Odyssee 10, 302ff.): der Gott Hermes zeigt dem Odysseus eine Pflanze, ein Zauberkraut, das Odysseus vor den Künsten der Kirke schützen soll. Er zieht die Pflanze aus der Erde und zeigt dem Odysseus ihre φύσις, ihre Natur. Er weist auf Wurzel und Blüte, er weist auf ihren Wuchs, d. h. auf ihre lebendige Struktur. An dieser frühesten Belegstelle für φύσις, Natur, zeigt sich etwas Bemerkenswertes: φύσις bezeichnet nicht primär das Geschehen, den Vorgang (also

das, was wir als den Prozess des Werdens und Entstehens bezeichnen könnten), sondern vor allem die endgültige Form und Gestalt, die die Pflanze bei ihrem Wachstumsprozess angenommen hat.³ HARALD PATZER hat in einer sorgfältigen begriffsgeschichtlichen Untersuchung zur Verbalwurzel $\varphi\nu$ - das Wachsen einer Pflanze unter den Leitworten Selbstbewegung, Entfaltung als Ausgeformtes und Fähigkeit zur Formgewinnung aufgezeigt.⁴

Was bei Homer schon begrifflich angelegt ist, findet sich voll entfaltet bei ARISTOTELES.⁵ Unter „Natur“ versteht Aristoteles den Urgrund alles Werdens. Aus diesem Urgrund entstehen alle einzelnen Dinge, ohne dass die Verbindung zu diesem Urgrund verloren ginge. Weiterhin sagt Aristoteles: Alles Werden hat ein Ziel. Alle Dinge entwickeln sich auf eine „Form“ (*eidos*) oder eine „Gestalt“ (*morphe*) hin. Das heißt: Die ganze Selbstbewegung der Natur ist für Aristoteles nicht lediglich bewirkt im Sinne einer Kausalität, sondern stets auch gerichtet im Sinne einer Finalität (Physik II 1+2, Metaphysik IV 4).⁶

Von dieser Gesamtschau her hat auch das einzelne Ding seine spezifische Gewachsenheit, seine spezifische Natur. In der spezifischen Ausgeprägtheit jedes einzelnen Dings erhält sich der Urgrund – d. h. aber auch: das Einzelne verwirklicht sich erst in seiner Endform, in seinem ausgewachsenen Reifezustand. Diese Endform (die Entelechie)⁷ ist für jedes Naturgebilde so entscheidend, dass man erst dann, wenn etwas zu dieser Endform gelangt ist, sagen kann, dass es seine Natur hat. „Natur“ im antiken Wortverstand hat also einen zweifachen Aspekt: Prozess und Resultat.

Wenn man von dieser Grundauffassung ausgeht, so ergibt sich, dass man jedes Einzelne nach seiner Beschaffenheit und Struktur analysieren und erklären kann ($\kappa\alpha\tau\grave{\alpha}$ φύσιν διαίρέων καὶ φράζων ὅκως ἔχει, HERAKLIT Frg. 1). Man kann die gesetzmäßige Ordnung, das Wesen eines jeden Dings erfassen.⁸

HERAKLIT (Akmē 504-501) hat als erster das Wort *logos* als philosophischen Terminus verwandt. *Logos* bedeutet einmal „verständliche Rede“ und ebenso „Ordnung“, „Gesetzmäßigkeit“, soll also die Struktur der Umwelt, die das Objekt der Erkenntnis ist, bezeichnen.

So haben die HIPPOKRATISCHEN Ärzte, die die Gesetzmäßigkeiten im Krankheitsablauf studierten, auf Grund dieser Vorstellung von Natur viel zur Enträtselung der Krankheiten beigetragen. So leugnet etwa die koische Ärzteschule den „göttlichen“ Ursprung der Epilepsie, wenn sie feststellt: „Diese Krankheit hat, wie alle anderen Krankheiten auch, eine natürliche Ursache, aus der sie entsteht“. Jede Krankheit lässt sich somit auch durch ärztliche Kunst angehen und bewältigen.⁹

Auf Grund dieser Vorstellung von Natur haben die PYTHAGOREER, ausgehend von Beobachtungen in der Musik, Zahl und Symmetrie als Strukturelemente des gesamten Kosmos angesetzt und so den mathematischen Aspekt begründet. Die Grundgesetze der Natur sind mathematisch. Das ist die Entdeckung der Pythagoreer. Das ist auch die Überzeugung PLATONS, explizit dargelegt im „Timaios“: Der Demiurg bildet die sichtbaren Dinge zu einem Kosmos, zu einem Reich der Ordnung. Der Aufbau der Welt durch den Demiurgen ist mathematisch konstruiert.¹⁰ Man kann zusammenfassend sagen: Die griechischen Denker bleiben nicht bei der Beobachtung von Einzelercheinungen stehen, sondern sie schreiten vor zu einer Gesamtschau, wobei sie ausgehen von der Grundauffassung, dass die Welt in ihrer Gesamtheit eine bestimmte Ordnung aufweist, dass man ihre Gesetze erkennen kann, dass sie also verstehbar (intelligibel) ist. Das gilt nicht nur für den Kosmos, sondern auch für jedes einzelne Ding. Auch es hat eine Struktur, gehorcht einer Gesetzmäßigkeit, hat einen Ausgangspunkt und ein Ziel, auf das es sich hin entwickelt.

Von hier aus wird auch verständlich, dass die Anfänge der Philosophie in Griechenland sich in Form der naturphilosophischen Spekulation vollzogen haben. Am Beginn der griechischen Philosophie steht bezeichnenderweise der Versuch, die Natur zu erklären. THALES (624-545/6), ANAXIMANDER (610-546), ANAXIMENES (585-528/5), machen den Versuch, die Vielfalt der beobachtbaren Erscheinungen auf eine bestimmte Einheit zurückzuführen. Thales sieht das Ursprungsgeschehen im Wasser, Anaximander im quantitativ Unendlichen (im *Apeiron*), Anaximenes in der Luft. Der Gedanke einer gegliederten Ordnung des Kosmos darf

durchaus als ‚Entdeckung‘ Anaximanders angesehen werden. Ohne auf die naturerklärenden Hypothesen dieser Philosophen im Detail einzugehen, steht fest, dass sie ein Gesetz zu finden versuchen, das der Gesamtheit der vielfältigen Erscheinungen zugrunde liegt, das sozusagen den Schlüssel liefert für das Gesamtverständnis der Natur und der Welt. Die Aufmerksamkeit der frühen griechischen Philosophen richtet sich von vornherein über spezielle Fragestellungen hinaus auf den universalen Zusammenhang.¹¹ Darin liegt ein entscheidender Unterschied etwa zu den Mathematikern und Astronomen des Alten Orients. Diese befassten sich ausschließlich mit speziellen Problemen, etwa dem Eintritt der jährlichen Nilschwelle in Ägypten.

Die Griechen haben versucht, die grundlegenden Probleme aufzuweisen und zu durchdenken. Deren Kenntnis lässt dann die einzelnen Beobachtungen systematisch einordnen. – Ein Beispiel: Es lässt sich zeigen, wie DEMOKRIT aus Abdera in Thrakien (460-370), der Begründer der Atomtheorie, von einem allgemeinen philosophischen Problem ausgeht und dann zu konkreten naturwissenschaftlichen Ergebnissen kommt. Der philosophische Vorgänger Demokrits, PARMENIDES aus Elea (Akmé 501/500) hatte behauptet: Alles, was ist, bildet zusammen das Seiende; außerhalb des Seins kann nichts existieren; dieses Sein ist unveränderlich; die sinnlich erkannte Veränderung ist nur Schein. Die parmenideische Position ist von grundlegender Bedeutung für die griechische Philosophie geworden. Bei dem Versuch, das Sein zu bestimmen, war Parmenides zu Positionen gelangt, die seine Nachfolger zwangen, das Ganze der Welt ins Auge zu fassen. Demokrit stand (wie alle anderen) vor der Aufgabe, den Satz von der Unveränderlichkeit des Seins aufrecht zu erhalten und gleichzeitig zu zeigen, dass Veränderung möglich ist.

Demokrit behauptete nicht wie sein Vorgänger Parmenides, es gäbe nur ein Seiendes, sondern er nimmt eine unendliche Zahl von Seienden an, von denen jedes – zwar nach Lage, Gestalt und Anordnung verschieden – für sich unveränderlich und unteilbar ist. Das sind nach Demokrit die Atome (ἄτομοι ἰδέαι, unteilbare Formen). Somit blieb der Satz von der Einheit und Unveränder-

lichkeit des Seins gewahrt. Um nun die Bewegung und Veränderung, die man ja beobachten kann, zu erklären, nahm Demokrit an, dass neben den zahlreichen Atomen noch der leere Raum existiert. Durch die Annahme des leeren Raumes können die Atome getrennt sein und sich hin und her bewegen. Veränderung, also Entstehen und Vergehen, ist somit nach Demokrit nichts Anderes als Vereinigung und Trennung von Atomen. Die Atome selbst aber bleiben unveränderlich, unzerstörbar, ewig.¹² – Was Demokrit liefert, ist zunächst eine philosophische Theorie zur Erklärung der Welt. Die Welt kann auf einheitliche Prinzipien (Atome und leerer Raum) zurückgeführt werden. Das ist der philosophische Aspekt des Problems. Andererseits kann die Veränderlichkeit und Vielfalt der Erscheinungen erklärt werden. Dadurch ist der Weg geöffnet für eine naturwissenschaftliche Deutung der einzelnen physikalischen Erscheinungen.

Diese Vorstellung von der mathematischen Gesetzmäßigkeit der Natur kommt zu Beginn der Neuzeit bei JOHANNES KEPLER (1571-1630) und GALILEO GALILEI (1564-1642) erneut zum Durchbruch. – Der italienische Mathematiker und Philosoph Galileo Galilei, Professor in Pisa, Padua und Florenz, war bekannt geworden durch die Gesetze des Fadenpendels und der hypothetisch abgeleiteten Fallgesetze. Durch Experimente versuchte er Vorgänge zu beschreiben, die man normalerweise nicht sieht, die sich aber vorausberechnen lassen mit Hilfe einer mathematischen Theorie. Allerdings wird erst durch NEWTONS (1642-1727) Entdeckungen bezüglich der Fallgesetze die notwendige Sicherheit erreicht. Galilei wollte sich (im Streit mit der Inquisitionsbehörde) seine Einsicht in die mathematische Gesetzmäßigkeit bestimmter Vorgänge nicht nehmen lassen. Auch konnte Galilei zwingende Gründe für das von ihm vertretene heliozentrische Weltbild des Kopernikus nicht vorweisen. Dem Astronomen Kepler gelang es, die Bahnen der Planeten mit größter Genauigkeit zu beschreiben. Er konnte beweisen, dass die Planeten nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen verlaufen. Damit erreichte er eine genaue Übereinstimmung zwischen Berechnung und Beobachtung. – Von Galilei ist der Ausspruch überliefert, das Buch der Natur sei

in mathematischen Ziffern geschrieben. Wer das Buch der Natur lesen wolle, müsse die Zeichen der Mathematik lesen können. „Buch der Natur“: das war für Galilei das zweite Buch Gottes neben und nach der Bibel. Kepler war begeistert darüber, dass er die Schönheit der göttlichen Werke erkannt habe. Das sind für ihn die mathematischen Gesetzmäßigkeiten, die den Bewegungen der Himmelskörper zugrunde liegen. Kepler sah in den mathematischen Gesetzen göttliche Schöpfungsgedanken. Allerdings muss man anmerken, dass der Gott, von dem Galilei und Kepler sprachen, ausschließlich ein ordnender Gott ist. Man darf aber von einem christlichen Platonismus bei Kepler sprechen.

Auch WERNER HEISENBERG (1901-1976) bekannte sich ausdrücklich dazu, dass den Naturgesetzen mathematische Gesetzmäßigkeiten zugrunde liegen und dass die Symmetrien die Form sind, in der sich die Gesetzmäßigkeiten der Natur fassen lassen.¹³ Die Gesetzmäßigkeiten der Natur, die „schön“ und „vollkommen“ sind, sprechen nicht nur unser ästhetisches Empfinden an, sie lassen sich auch begrifflich erfassen.

Der Naturbegriff der Griechen, soweit er auf der gesetzmäßigen Ordnung der Natur rekurriert, ist zweifellos zur Grundlage der modernen Naturwissenschaft geworden. Doch ein neuer Gedanke, ein neues Weltbild, ist hinzugetreten. Die neuzeitliche Naturerfassung ist durch das Prinzip der Subjektivität geprägt. Der Gedanke der Beherrschbarkeit der Natur wird in der Folgezeit bestimmend. Natur wird im Experiment erprobt. Ein Ereignis gilt als bewiesen, wenn es sich als Ergebnis von Beobachtung und Experiment erklären lässt. Die Natur ist dann zum bloßen Objekt der menschlichen Erkenntnis reduziert und damit zum Experimentierfeld geworden. Sie ist „machbar“ und „manipulierbar“ geworden. Doch dem modernen Menschen ist die Vorstellung von der umfassenden Ganzheit dessen, was Natur ist, verloren gegangen. Ein modernes naturalistisches Denken hat Bewusstsein und Welt, Subjekt und Objekt getrennt. Es hat den Menschen aus der Natur herausgenommen und ihn ihr sozusagen gegenübergestellt.¹⁴

Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang eine Feststellung C. F. VON WEIZSÄCKERS: Die

historischen Wissenschaften sind öffentlich in der Defensive, aber sie sind unerlässlich, wenn wir die wirksame Macht unserer Herkunft verstehen wollen.¹⁵ Wenn dieser Satz richtig ist, muss es die Aufgabe des Gymnasiums und der Hochschulen sein, die Erinnerung an unsere kulturelle Herkunft wach zuhalten. Gymnasien und Hochschulen, die diesen Auftrag nicht sehen, wären vielleicht Schulen für Spezialisten, aber sie würden ihren Sinn verfehlen.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. W. Schadewaldt, Zum Modell-Charakter und zur traditionsbildenden Macht der griechischen Kultur. In: Hellas und Hesperien. Zürich, Stuttgart (1960) 448ff.
- 2) W. Schadewaldt (Anm. 1) 907.
- 3) Aber das Substantiv „physis“ hat, wie F. Heinemann anmerkt [Nomos und Physis, Darmstadt (1965) 89], seine ursprüngliche verbale Kraft als „Werden“, „Wachsen“ immer beibehalten.
- 4) H. Patzer, Physis. Grundlegung zu einer Geschichte des Wortes, SB der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. 30,6 (1993) 224ff.
- 5) W. Schadewaldt [Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen. Die Vorsokratiker und ihre Voraussetzungen. Frankfurt a. M. (2. Aufl. 1979) 162.] stellt fest: „Man kann die Richtung (eines Begriffs) erst nachträglich erkennen ... Das ist im allgemeinen abgeschlossen etwa bei Aristoteles, ... doch so, daß er dabei Wesentliches über das griechische Denken selbst aussagt“.
- 6) Dazu ausführlich G. Heinemann, Studien zum griechischen Naturbegriff, Teil I: Philosophische Grundlegung: Der Naturbegriff und die „Natur“. Trier (2001) 289-294.
- 7) Vgl. I. Düring, Aristoteles. Darstellung und Interpretation seines Denkens. Heidelberg (1966) 200: „Jedes Lebewesen entwickelt sich auf ein besonderes Ziel hin und trägt die Möglichkeit in sich, eine vollendete Struktur und Gestalt zu erreichen“. – Ebenso auch H. Flashar, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie der Antike. Basel, Stuttgart 3 (1983) 263: „Natur‘ als Gestalt (morphē) eines lebendigen Prozesses, der das Prinzip der Veränderung in sich selbst hat“; 391: Bewegung als „Tätigkeit eines bewegten Dinges im Sinne der Verwirklichung von Möglichkeit“.
- 8) Zur Logos-Vorstellung bei Heraklit vgl. F. J. Weber, Fragmente der Vorsokratiker. Paderborn (1988) 82ff.

- 9) Vgl. F. J. Weber, Der hippokratische Eid. In: Der altsprachliche Unterricht, Heft 3, 1993, 37-48.
- 10) Vgl. A. Lesky, Geschichte der griechischen Literatur. Bern (21963) 581. – W. Schadewaldt, (Anm. 1) 426ff. – M. Erler spricht von Platons Versuch, die Welt zu mathematisieren (Grundriß der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie der Antike: Platon. Basel 2/2(2007) 269.
- 11) Die Verbindung von praktischer Wissenschaft und Philosophie bei den Milesiern kann bei unserer Fragestellung unberücksichtigt bleiben. – Die den Milesiern zugesprochene Buchbezeichnung *περὶ φύσεως* darf als Terminologie des Peripatos gewertet werden.
- 12) Vgl. A.G.M. van Melsen, Die Geschichte des Atombegriffs von der Antike bis zur Gegenwart. Deutsche Ausgabe, mit Quellentexten erweitert von H. Dolch. Freiburg, München(1957) 17-33.
- 13) W. Heisenberg, Naturwissenschaftliche und religiöse Wahrheit. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 71 vom 24 März 1973, 7-8. – id., Gedanken der antiken Naturphilosophie in der modernen Physik. In: Die Antike 13 (1937) 118-124 = Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft. Stuttgart (12. Aufl. 2005) 77-84. – Vgl. auch C. F. von Weizsäcker, Platonische Naturwissenschaft im Laufe der Geschichte. In: id., Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie. München, Wien (1984) 319-345.
- 14) Vgl. R. Spaemann/R.Löw, Die Frage Wozu? Geschichte und Wiederentdeckung des teleologischen Denkens. München, Zürich (1981) 104; 114.
- 15) Der bedrohte Friede. München, Wien (1981) 559.

FRANZ JOSEF WEBER, Paderborn

„The Clash of Civilizations“?

Migration, Demokratie und Schriftlichkeit oder der Beginn des Philosophierens

Die vorsokratische intellektuelle Revolution: Anmerkungen zum Warum und Wann – Der vorsokratische Aufbruch – Europas intellektuelles Erwachen

[Die vorsokratischen Philosophen (7. Jahrhundert v. Chr. - 5. Jahrhundert v. Chr.) wiesen die traditionellen mythologischen Erklärungen für die Phänomene des Lebens und ihrer Umwelt zurück zugunsten rational fundierter Erklärungen. Sie formulierten so erstmals Grundfragen der Philosophie. Die Bezeichnung dieser Denker als Vorsokratiker setzte sich weltweit durch aufgrund der von dem deutschen Forscher HERMANN ALEXANDER DIELS erstellten Sammlung der verstreut vorliegenden Textreste und Hinweise unter dem Titel „Die Fragmente der Vorsokratiker“ (1903). Diese vorwiegend kolonialgriechischen Philosophen leben und wirken in der Regel außerhalb des heutigen Griechenland, vorwiegend im kleinasiatischen Ionien an der Westküste der heutigen Türkei und im heutigen südlichen Italien.]

[...] Die Leistung des Vorsokratikers PARMENIDES (540 - 480 v. Chr.) ist außergewöhnlich. Im Mittelpunkt seiner Vision steht eine fundamentale Wahrheit: das Objekt des Wissens und der Erkenntnis, festgehalten in Form einer Bezeichnung, eines

Gedanken, einer These, ist, verglichen mit unseren Erfahrungen, statisch. Dies ist durchaus in unserer normalen Wahrnehmung zu beobachten. Wenn wir z. B. ein materielles Objekt sehen, nehmen wir es als die unveränderliche Quelle unserer diesbezüglichen fluktuierenden Erfahrungen wahr. Das ist noch offensichtlicher, wenn das Objekt erfasst wird mit einer Bezeichnung, deren Bedeutung – wie PLATO betonte – so stabil sein muss, dass sie eine Kommunikation darüber ermöglicht. Wenn Behauptungen, Gedanken und Bedeutungen eine allgemeinere Geltung annehmen, stehen sie für etwas, das umso stabiler ist. Parmenides erfasst intuitiv einen Gedanken von höchster Allgemeinheit, dessen Objekt – das Sein, die totale Summe dessen, was ist – in der Regel ausgesprochen unveränderlich ist. Dies hat den Philosophen und Naturwissenschaftlern den Weg in die wohl so zu nennende post-parmenidische Ära gewiesen. Auch wenn Plato, Parmenides' wirkungsmächtiger Interpret, die Realität ausgesprochen deutlich mit unveränderlichen Entitäten, den „Ideen“, identifizierte, die dem Intellekt – soweit nicht befangen in sinnlicher Erfahrung – zugänglich sind, so hat doch eigentlich die originäre Intuition des Parmenides das westliche Denken durchdrungen.